

HISTORISCHE ANTHROPOLOGIE

Kultur • Gesellschaft • Alltag

Thema:

Lokalität und transnationale Verflechtungen

21. Jahrgang 2013

Heft 1

Herausgegeben von

Felix Brahm, Angelika Epple

und Rebekka Habermas



BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Aufsätze

Lokalität und die Dimensionen des Globalen

Eine Frage der Relationen

von Angelika Epple

Mikro- oder Makro-, Alltags- oder Struktur-, Allgemeine oder Geschlechtergeschichte, „the West“ oder „the Rest“ – vor 30 Jahren kam es einem Glaubensbekenntnis gleich, wenn man sich auf die eine oder auf die andere Seite schlug. Während VertreterInnen der einen Seite Metanarrative fundamental in Frage stellten und dafür plädierten, „die“ Geschichte als Idee zu begraben und sie stattdessen in die Vielfalt ihrer Erzählungen aufzulösen,¹ entwickelten dessen ungeachtet VertreterInnen der anderen Seite in einem interdisziplinären, von Soziologen bestimmten Diskussionszusammenhang neue Ansätze der Globalisierungsforschung, die auf einer Deutung übergeordneter historischer Prozesse beharrten.²

Interessanterweise erleben die Makrostudien trotz aller kritischer und prominent vorgetragener Begleitmusik in den letzten Jahren einen neuen Boom. Globalgeschichtliche Großentwürfe sind *en vogue* – und dies nicht nur aus europäischer oder nordamerikanischer Perspektive.³ Die ambitionierten Entwürfe gehen auf die älteren Einwände der Mikro-, Geschlechter-, Alltagsgeschichte oder auch der postkolonialen Studien ein und versuchen zumindest den Eurozentrismusvorwurf zu entkräften – die weniger ambitionierten ignorieren ihn. Neu ist an den Großprojekten, dass sie den Anspruch haben, neben weltregionalen auch den kleinen Einheiten, der lokalen Ebene, den Akteuren, Rechnung zu tragen und nicht in die Fallstricke

1 Einen Überblick über die damalige international geführte Diskussion bietet der Sammelband: *Hans Medick/Ann-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*, Göttingen 1998.

2 Für einen ersten Einblick in die frühen Diskussionen der soziologischen Globalisierungsforschung: *Anthony Giddens*, Konsequenzen der Moderne, Frankfurt a.M. 1996, *Ulrich Beck*, Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung, Frankfurt a.M. 1997; *Roland Robertson/Habib Haque Khondker*, Discourses of Globalization. Preliminary Considerations, in: *International Sociology* 13 (1998) H. 1, 25–40. Eine gute Zusammenfassung gibt *Jörg Dürrschmidt*, Globalisierung, Bielefeld 2002.

3 Vgl. zur Globalgeschichtsschreibung in China, Europa und Nordamerika im Vergleich, *Dominik Sachsenmaier*, Global Perspectives on Global History. Theories and Approaches in a Connected World, Cambridge 2011. Aus lateinamerikanischer Perspektive beschäftigt sich z.B. *Walter D. Mignolo* mit globalgeschichtlichen Fragen, vgl. *Walter D. Mignolo*, Local Histories/Global Designs. Coloniality, Subaltern Knowledges, and Border Thinking, Princeton NJ 2000. Aus Sicht eines Afrikahistorikers und einer Russlandexpertin: *Jane Burbank/Frederick Cooper*, Empires in World History. Power and the Politics of Difference, Princeton NJ 2010; oder eines Forschers mit indischer Areaexpertise: *Christopher A. Bayly*, The Birth of the Modern World. Global Connections and Comparisons, Malden MA – Oxford 2004. Mit einer nicht eurozentrischen, aber europäischen Perspektive: *Reinhardt Wendt*, Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500, Paderborn u. a. 2007.

der frühen, eurozentrischen, strukturbesessenen Globalisierungsforschung zurückzufallen. Das laute, wenn auch häufig kritische Echo, das die Globalisierungsanalysen der 1990er und die Globalgeschichten seit 2000 provozierten, zeigt deutlich, wie groß das Bedürfnis nach derartigen Entwürfen ist. Wird Geschichte in Zukunft nur noch Globalgeschichte sein?⁴ Sind die Forderungen der Mikro-, Alltags-, Geschlechterforschung und der postkolonialen Studien obsolet geworden? Hat die global- und makrogeschichtliche Seite über die lokal- und mikrogeschichtliche den Sieg davon getragen?

Ich möchte im Folgenden eine hinter diese Fragen zurückgehende Überlegung anstellen, die auf die gemeinsame Grundlage dieser so heterogenen Ansätze reflektiert. Dabei steht, wie ich zeigen möchte, die Frage nach Raumkonzepten, nach den Dimensionen des Globalen und nach der Lokalität im Zentrum des Problemzusammenhanges. So groß die Unterschiede in den grundlegenden Fachdiskussionen der 1980er Jahre und der 2000er Jahre, mithin zwischen Geschlechter-, Mikro-, postkolonialer auf der einen Seite und Globalisierungsforschung und Globalgeschichte auf der anderen Seite, auf den ersten Blick sein mögen, so fügen sie sich dennoch in einen Trend, der die Geschichtswissenschaft seit über 200 Jahren prägt und der nun die Behandlung des Raumes im Allgemeinen und die der Lokalität im Besonderen ergriffen hat: Die Geschichtswissenschaft ist seit ihrer Entstehung um 1800 auf dem Weg zu einer zunehmenden Relationierung ihrer Einheiten.⁵

Am deutlichsten ist diese Entwicklung bezüglich *räumlicher* Einheiten zu erkennen. So wurde in den letzten Jahren, um den methodologischen Nationalismus zu überwinden, die Analyse der Nation in die Analyse ihrer transnationalen Relationen überführt. Nationalstaatlichkeit ist, so lässt sich diese Entwicklung zuspitzen, eben gerade nicht national begrenzt zu analysieren, sondern nur als ein „relationales Phänomen“, das auf wechselseitiger Beobachtung beruht.⁶ Die zunehmende Relationierung hatte jedoch schon davor andere Untersuchungsgegenstände und Kategorien historischer Analysen längst ergriffen. Akteure werden nur noch von Außenseitern als autonom handelnde, aus sich selbst heraus verständliche Subjekte aufgefasst. Stattdessen werden sie, wenn vielleicht auch nicht explizit, so doch über die jeweiligen Analyseschritte, meist intersubjektiv bestimmt. Die an Michel Foucault orientierten Gouvernementalitätsstudien untersuchen beispielsweise, wie

4 David Armitage gab jüngst in einem Interview eine überzeugende Antwort auf die Frage, ob jetzt alle Globalhistoriker seien: „No, not in the sense that we are all doing global history. We certainly are in the sense that all historians now have a global audience, thanks to the Internet. But in one strong sense we could say that we all have to be global historians now. By that I mean, if you are not doing [...] this formulation will get me into trouble, but let me nevertheless put it in these strong terms: if you are not doing an explicitly transnational, international or global project, you now have to explain why you are not.“ David Armitage, <http://blog.journals.cambridge.org/2012/11/itinerario-to-host-on-line-discussion-with-prof-david-armitage/> (27.01.2013).

5 Natalie Zemon Davis hat diese Beobachtung mit anderen Worten beschrieben und für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als zunehmende „Dezentralisierung“ interpretiert. Dabei hebt sie auch auf die Bedeutung der Geschichte der Beziehungen ab, ohne allerdings die Einheiten in Relationen vollkommen aufzulösen, vgl. *Natalie Zemon Davis*, Dezentrierte Geschichtsschreibung. Lokale Geschichten und kulturelle Übergänge in einer globalen Welt, in: *Historische Anthropologie* 19 (2011) H. 1, 144–156.

6 *Olaf Kaltmeier*, Politische Räume jenseits von Staat und Nation, Göttingen 2012, 9.

im Subjekt gesellschaftlich wirksame Machtbeziehungen erzeugt und produktiv werden.⁷ In den Genderstudies wird „Geschlecht“ über Genderrelationen unterschiedlicher Männlich- und Weiblichkeiten und in Relation zu anderen Kategorien bestimmt.⁸ Mit den gerade im Entstehen begriffenen historisch orientierten *animal studies* wird die Frage nach den Mensch-Tier-Beziehungen neu aufgeworfen.⁹ Auch andere Disziplinen als die Geschichtswissenschaft arbeiten an dieser zunehmenden Relationierung der Untersuchungsgegenstände und Analysekatoren mit. Es ließen sich zahlreiche andere Beispiele aus Soziologie oder Anthropologie, von Pierre Bourdieu über Arjun Appadurai bis Bruno Latour anführen, um zu belegen, dass die Analyse der Relationen den Vorrang vor der Analyse gesetzter, in sich geschlossener Einheiten gewonnen hat.

Diese Entwicklung nahm mit Beginn der Professionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ihren Anfang, wurde in zahlreichen Debatten ausgeweitet und schließlich vom *spatial turn*, der Globalisierungsforschung und der Globalgeschichte fortgesetzt. Hier setzt der Beitrag an. Vor dem Hintergrund dieser grundsätzlichen Entwicklung der Geschichtsschreibung werden zwei Gefahren einer zunehmenden Relationierung deutlich: Sie kann erstens dazu führen, dass die Einheiten, zwischen denen Relationen bestehen, nur teilweise relational gedacht werden. Bezüglich räumlicher Einheiten heißt dies, dass diese Studien ihr Versprechen, dem *spatial turn* Rechnung zu tragen, nur teilweise einlösen. Sie beziehen sich zwar auf ihn und richten den Blick auf Verflechtungen und Interaktionen, betreiben die Relationierung des Raumes jedoch nicht konsequent genug.¹⁰ Auch wenn sie explizit antreten, die Dichotomie des Lokalen und des Globalen zu überwinden, indem sie global-lokale Beziehungen in den Blick nehmen, kehrt „das“ Lokale als beständige, gerade nicht relationierte Einheit in die Untersuchung zurück. Oder aber, und dies ist die zweite Gefahr, die Einheiten geraten ganz aus dem Blick und die Relationen verselbständigen sich.¹¹ Meines Erachtens sind der zweiten Gefahr, der Überbetonung der Relationen, so unterschiedliche Autoren wie Arjun Appadurai und Manuel Castells erlegen. Ein deutliches Zeichen davon ist die

7 Vgl. z. B. Thomas Lemke/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling, Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien, in: dies. (Hg.), Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung der Gegenwart, Frankfurt a. M. 2000, 7–40, 29.

8 Claudia Opitz, Geschlechtergeschichte. Historische Einführungen, Frankfurt a. M. – New York 2010, 10–38; Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz, Geschichte der Männlichkeiten. Historische Einführungen, Frankfurt a. M. – New York 2008, 12–33.

9 Dabei spielt die räumliche Zuordnung von Tieren und Menschen bei der (Neu-)Definition der Beziehung eine herausragende Rolle, vgl. Julia Breittruck, Pet Birds. Cages and Practices of Domestication in Eighteenth-Century Paris, in: InterDisciplines 3 (2012) H. 1, 6–24.

10 Joanna Pfaff hat zurecht darauf hingewiesen, dass in Studien, die sich gegen den methodischen Nationalismus wenden, das Transnationale das Nationale häufig schlicht ersetzt hätte, vgl. ihre scharfsinnige Evaluation der Stärken und Schwächen des transnationalen Ansatzes: Joanna Pfaff, Afterword. Are We All Transnationalists Now?, in: Remus Gabriel Anghel/Eva Gerharz/Gilberto Rescher/Monika Salzbrunn (Hg.), The Making of World Society. Perspectives from Transnational Research, Bielefeld 2008, 311–323.

11 Zur Kritik an einer Überdehnung der Relationalität des Raumes: Markus Schroer, „Bringing space back in“ – Zur Relevanz des Raums als soziologische Kategorie, in: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008, 125–148.

metaphorische Redeweise, sobald über Beziehungen gesprochen wird. Relationen werden als „Flows“ oder „Zirkulationen“ beschrieben. Der Raum geht dabei ganz verloren und die Relationen bleiben unterbestimmt, weil sie weder verortet noch ihre Effekte präzise gefasst werden können. Geschichtsschreibung eröffnet bei einer Überbetonung der Relationen zwar neue Sichtweisen, verliert jedoch, so meine These, an Erklärungskraft.

Diese beiden Gefahren – Wiederkehr scheinbar unveränderlicher Einheiten und Überbetonung der Relationierung – bestehen nicht nur bezüglich räumlicher Kategorien und Untersuchungseinheiten. Ziel dieses Aufsatzes ist es, die eingeschlagene Richtung einer, wie ich das Konzept nennen möchte, „relationalen Geschichtsschreibung“ einerseits konsequent weiterzugehen und sie andererseits an – freilich relational bestimmte – Einheiten zurückzubinden. Als Beispiel dient mir dabei der Begriff der „Lokalität“ und dessen Beziehung zu global- und globalisierungsgeschichtlichen Fragen.

Um diesen Gedanken zu entfalten, erläutere ich zunächst, warum die Geschichte der Geschichtswissenschaft als zunehmende Relationierung historischer Kategorien und Untersuchungseinheiten zu verstehen ist und inwiefern diese Entwicklung nach dem *spatial turn* neue Fahrt aufnahm. Dabei stelle ich verschiedene Positionen vor, die von einer radikalen Relationierung und dem Verlust der Erklärungskraft bei Bruno Latour über Arjun Appadurais „Locality-Neighborhood-Konzept“ zu der Mischung aus Relationierung und Dichotomisierung von Lokalität und Globalität bei Manuel Castells und Habibur Haque Khondker bis hin zu einer Wiederkehr des absoluten, nicht relationalen Raumes bei Globalhistorikern wie Ian Morris reichen (1). In einem nächsten Schritt behandle ich die beiden Risiken, die mit einer zunehmenden Relationierung der Geschichtsschreibung einhergehen. Ich diskutiere diese Risiken am Beispiel des ambitionierten Versuches von Walter Mignolo, mit dem Begriff des „cosmopolitan localism“ zu einem Ausgleich zwischen Relationierung und Begrenzung zu gelangen (2). Obwohl Mignolos Antwort nicht vollkommen überzeugen kann, erscheint das Anliegen einer konsequent auf Relationen basierenden Geschichtsschreibung zukunftsweisend. Das Konzept einer relationalen Geschichtsschreibung möchte ich im Anschluss (3) ausführen.

Es wird sich dabei zeigen, dass die relationale Geschichtsschreibung nicht nur den Begriff der Lokalität neu fasst, sondern auch eng an eine mikrogeschichtliche Methodik gebunden ist. Sie muss dabei eine doppelte Herausforderung meistern. Es muss ihr einerseits gelingen, Einheiten als relational und damit als dynamisch, veränderlich, nicht abgeschlossen und nicht begrenzt zu fassen. Andererseits muss sie diese Einheiten zugleich klar konturieren, um Veränderungen, Dynamiken, Entwicklungen überhaupt erklären zu können. Die Relationierung – und dies ist der entscheidende Punkt – muss daher mit der kleinsten untersuchten Einheit beginnen. Von ihr ausgehend können dann die Beziehungen zu neben- und übergeordneten Einheiten erkannt werden. In Bezug auf räumliche Einheiten möchte ich daher vorschlagen, den Begriff der relational gefassten Lokalität als Ausgangspunkt historischer Analyse zu nehmen. Mit der Bestimmung von relationaler Lokalität gelingt es zugleich, unterschiedliche Dimensionen des – in Folge ebenfalls relational bestimmten – Globalen zu entfalten, ohne in überkommene lokal-globale Dichoto-

mien von Beständigkeit versus Dynamik zurückzufallen. Eine umfassend relationale Geschichtsschreibung müsste das hier an der Kategorie des Raumes entfaltete Vorgehen auch auf andere historische Kategorien und Untersuchungsgegenstände übertragen, um damit einerseits konsequent relational zu sein und andererseits den skizzierten Gefahren angemessen zu begegnen.

1. Die zunehmende Relationierung der Geschichtsschreibung und ihre Folgen für das Raumdenken

Vor dem Entstehen der modernen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert war es innerhalb der europäischen Geschichtsschreibung ein unhintergebares Axiom, dass ein Mehr an historischem Wissen ein Mehr an historischer Wahrheit bedeute. Das Ziel von HistorikerInnen war es daher, das Faktenwissen zu mehren und damit zugleich den historischen Wahrheitsgehalt ihrer Geschichtswerke zu vergrößern. Erst mit der Erkenntnis, dass HistorikerInnen nicht umhin können, beim Verfassen ihrer Schriften einen bestimmten Standpunkt einzunehmen, wurde diese Vorstellung transformiert.¹² Es würde den Rahmen des Aufsatzes sprengen, diese komplizierte, von Entwicklungen in der Literatur- und Kunsttheorie beeinflusste Transformation erneut nachzuvollziehen.¹³ Entscheidend ist in unserem Zusammenhang jedoch, dass mit der Betonung dessen, was wir heute „Standortgebundenheit“ nennen, ein subjektives Element in die Geschichtsschreibung Einzug hielt. Damit änderten sich auch die Kriterien historischer Objektivität und somit das Wahrheitskriterium der Geschichtsschreibung. Dass die historische Wahrheit nicht direkt aus der Geschichte abzulesen ist (selbst dann nicht, wenn alle Informationen zugänglich und bekannt wären), sondern dass sie in einem komplexen, methodengeleiteten und bestimmten Gültigkeitsregeln unterworfenem Austausch unterschiedlicher Sichtweisen ausgehandelt wird, muss hier nicht weiter erläutert werden. Komplexe historische Argumentationen sind, wie dies z. B. Jürgen Kocka formulierte, eben nicht unabhängig von gesamtgesellschaftlichen Dimensionen, sie sind eingebunden in Praktiken, gesellschaftliche Werte und Interessen.¹⁴ Vielleicht mag es Unterschiede in der Interpretation des berühmten Diktums von Reinhart Koselleck geben, demzufolge die Quellen ein Vetorecht hätten,¹⁵ aber im Großen und Ganzen hat sich die Auffassung

12 Diese Erkenntnis wird meist mit der Begriffsprägung von Chladenius Mitte des 18. Jahrhunderts in Verbindung gebracht, hat sich aber erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in der entstehenden Geschichtswissenschaft durchsetzen können, vgl. hierzu ausführlicher: Angelika Epple, Von Werwölfen und Schutzengeln. Historiographiegeschichte als Analyse des historischen Apriori, in: Jan Eckel/Thomas Etzemüller (Hg.), Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2007, 171–200.

13 Immer noch wegweisend ist in diesem Zusammenhang die Studie von Daniel Fulda, Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760–1860, Berlin – New York 1996.

14 Jürgen Kocka, Spielräume und ihre Grenzen. Angemessenheitskriterien historischer Argumente, in: ders., Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2011, 40–46, 41.

15 Koselleck wollte damit keinem naiven Objektivismus das Wort reden, sondern darauf hinweisen, dass Quellen nicht beliebig interpretiert werden können. Manche Interpretationen sind

durchgesetzt, dass Fakten an sich nicht zugänglich sind, weil sie erst eingebettet in eine Argumentation oder in einen Sinnzusammenhang zu Fakten, mithin zu Wahrheitsgaranten der jeweiligen Geschichtsschreibung werden.¹⁶ In Konsequenz führt eine solche Auffassung zu einem relationalen Wahrheitsbegriff der Geschichtsschreibung (nicht der Geschichte!). Das heißt weder, dass historische Wahrheit als solche negiert, noch dass der Wahrheitsanspruch von Geschichtsschreibung relativiert würde. Es heißt auch nicht, dass die Wahrheit der Geschichtsschreibung oder gar ihr Faktenbezug eine (reine) Konstruktion seien. Der Wahrheitsanspruch ist es vielmehr, der die Produktions- und die Rezeptionsbedingungen der Geschichtsschreibung (im Vergleich zur Literatur) so verändert, dass eine Unterscheidung von Geschichtsschreibung und Literatur stets klar und eindeutig ist. Allerdings, und das möchte ich auch auf die Gefahr hin, hier den Minimalkonsens der Disziplin zu verlassen, hinzufügen, ist die Unterscheidung zwischen Literatur und Geschichtsschreibung, zwischen „Fakt“ und „Fiktion“ zwar stets eindeutig, aber dennoch historisch und kulturell variabel.¹⁷ In der populären Geschichtsschreibung, aber auch in der traditionellen Lokal- und Regionalgeschichtsschreibung hat sich zumindest teilweise bis heute ein nicht-relationales Verständnis von historischer Wahrheit erhalten. Hier gilt die Annahme, aus den Quellen könnten Fakten direkt abgeleitet werden. Aufgrund des naiven Wahrheitsbegriffs in Kombination mit der begrenzten Relevanz für übergeordnete Zusammenhänge haben Lokal- und Regionalgeschichte (im Gegensatz zur Mikrogeschichte) in der Zunft daher keinen guten Ruf.¹⁸

Die Relationierung hat immer weitere Bereiche der Geschichtswissenschaft erfasst und dazu geführt, dass historische Kategorien wie historische Untersuchungsgegenstände als stets in Beziehung stehend zu anderen historischen Kategorien und Untersuchungsgegenständen verstanden werden. Häufig wurde der Anstoß dabei von Theoretikern anderer Disziplinen gegeben. Auf Michel Foucault und die Gouvernementalitätsstudien habe ich bereits hingewiesen. Es ließen sich jedoch zahlreiche andere Beispiele anführen, sei es das strukturalistische Denken in Relationen (prominent der de Saussures'sche *Valeur*-Begriff), sei es die Bourdieus'sche Kultursoziologie.¹⁹ Besonders deutlich wird eine durchgängige Relationierung in der

mit guten Gründen als falsche Interpretationen zu bezeichnen. Daraus zu schließen, die Quellen könnten uns direkt über historische Wahrheit Auskunft geben, wäre eine Missinterpretation von Kosellecks Ausführungen. *Reinhart Koselleck*, Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt, in: Jörn Rüsen/Wolfgang J. Mommsen/Reinhart Koselleck (Hg.), *Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft*. München 1977, 17–46. Zur Diskussion des Diktums vgl. Stefan Jordan, *Vetorecht der Quellen*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11.02.2010.

¹⁶ *Chris Lorenz*, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln – Weimar – Wien 1997, 64.

¹⁷ *Eppl*, *Von Werwölfen und Schutzengeln*, 178.

¹⁸ Dass Mikrogeschichte den Anspruch hat, einen Beitrag zur Analyse übergeordneter Phänomene zu leisten und dafür die empirische Grundlage erst herzustellen, hat sich in der Zwischenzeit überwiegend durchgesetzt, vgl. *Otto Ulbricht*, *Mikrogeschichte. Menschen und Konflikte in der Frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. 2009.

¹⁹ Vgl. zu Pierre Bourdieus Kultursoziologie die erhellende Zusammenfassung von *Hans Joas/Wolfgang Knöbl*, *Sozialtheorie. Zwanzig einführende Vorlesungen*, Frankfurt a. M. 2004, 518–557.

„neuen Soziologie“ Bruno Latours. Latour geht über eine Bestimmung von Akteuren über ihre Beziehungen innerhalb eines Netzwerkes bzw. über deren Position in Relation zu anderen Akteuren eines Feldes, wie dies Pierre Bourdieu vorgeschlagen hatte, hinaus. Er löst die Verbindung des Begriffs „Akteur“ zu menschlichen Handlungen und damit zu menschlichen Interaktionen. Stattdessen bestimmt er Handlungsträger („agencies“) oder Aktanten („actants“) als rein formale Einheiten, die in einer gegebenen Situation etwas verändern („make a difference“).²⁰ Zu Handlungsträgern können dann auch Dinge, Mikroorganismen oder andere Einheiten werden, sobald sie in Beziehung zu anderen Einheiten treten. Verändern sie nichts, treten sie also nicht sichtbar in Beziehung zu anderen Einheiten, dann verlieren sie auch ihren Status als Handlungsträger bzw. Aktant.

Bevor ich mich im Folgenden auf die Relationierung des Raumes konzentriere und dabei auf die Überlegungen Latours und deren Schwierigkeiten zurückkomme, möchte ich als bisherige These festhalten: Die Relationierung des Raumes ist in eine grundlegendere Entwicklung des Faches eingebettet, die ausgehend von der Veränderung des Wahrheitsbegriffs in der Geschichtsschreibung zu einer zunehmenden Relationierung historischer Kategorien und Untersuchungsgegenstände geführt hat.

1.1. Radikale Relationierung und der Verlust der Erklärungskraft: Bruno Latour

Im Zuge des *spatial turn* ist in den letzten Jahren das Bewusstsein, dass auch eine mit klaren territorialen Grenzen bestimmte Nation oder Gesellschaft kein in sich geschlossener, aus sich selbst heraus verständlicher Untersuchungsgegenstand sei, in weite Kreise der Disziplin vorgedrungen. Das hat lange gedauert, denn die meisten Argumente wurden bereits viel früher formuliert. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert hat sich die Vorstellung eines relationalen Raumes verbreitet, der sich eben nicht durch messbare Größen wie Längen, Breiten und Winkel bestimmen lässt. Obwohl der absolute Raum, wie Susanne Rau in ihrer Geschichte der Raumkonzeptionen und Raumwahrnehmungen schreibt, bereits von Einstein in polemischer Absicht als *container* (Behälterraum) bezeichnet wurde,²¹ hat sich dieses absolute Raumverständnis in der Geschichtsschreibung bis Ende des 20. Jahrhunderts gehalten.²² Den „Behälterraum“ als überkommen darzustellen, gehört in der Zwischenzeit

²⁰ Bruno Latour, *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005, 52.

²¹ Susanne Rau zeichnet dabei die Vielfalt der Diskussionen seit der Antike nach und hebt gleichermaßen auf die unterschiedlichen Traditionen und die gemeinsamen Grundlagen des Raumdenkens in den Disziplinen Geographie, Anthropologie, Soziologie und Geschichtswissenschaft ab: *Susanne Rau, Räume. Konzepte – Wahrnehmungen – Nutzungen. Eine historische Einführung*, Frankfurt a. M. 2013, 61.

²² Die Vorstellung eines absoluten Raumes und Einsteins Verständnis eines relativen Raumes spielen auch bei David Harvey eine prominente Rolle. Raum kann für ihn auf drei unterschiedliche Arten und Weisen konzeptionalisiert werden, als absoluter, relativer oder relationaler. Je nach Untersuchungsfrage muss ein anderes Raumkonzept verwendet werden. Mit dieser „tripartite division“ des Raumes knüpft er an seine ersten Arbeiten Anfang der 1970er Jahre an, vgl. *David Harvey, Space as a Key Word*, in: ders., *Spaces of Global Capitalism. Towards a Theory of Uneven Geographical Development*, London – New York 2006, 117–154, 120 f.

zum Standardrepertoire der Kritik am nationalen Paradigma.²³ Häufig wird dabei allerdings übersehen, dass sich schon immer zahlreiche Autoren nicht an der Vorstellung einer in sich geschlossenen Nation orientiert und Verflechtungsgeschichten, transnationale Geschichten oder Globalgeschichten *avant la lettre* verfasst haben.

Dennoch lässt sich allgemein sagen, dass „Raum“ zunehmend als relationale Kategorie verstanden wird und der *spatial turn* quer durch die kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen als unhintergebar gilt. Mit ihm hat die Relativierung der Geschichtsschreibung neue Fahrt aufgenommen. Ohne an dieser Stelle nun ebenfalls die Geschichte der Raumkonzeptionen nachzuvollziehen,²⁴ oder die vielschichtige interdisziplinäre Diskussion der Unterscheidung unterschiedlicher Räume zusammenzufassen,²⁵ möchte ich mich in aller Kürze auf die Ausführungen konzentrieren, die sich um die Schärfung des Begriffs des Lokalen und dessen Bezug zum Globalen bemühen.

Ein Ausgangspunkt hierfür bildet die Lektüre von Bruno Latours „Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory“. Der Hauptgedanke des Buches, und damit die Grundmotivation von Latours „Akteur-Netzwerk-Theorie“ (ANT), ist, dass „das Soziale“ weder eine eigene Entität sei noch eine neue Qualität, die zu den Akteuren und deren Verbindungen hinzukomme. Stattdessen solle das Soziale (und in Folge auch das Globale) flach, also zweidimensional, gehalten und als *in* Beziehungen stehend, nicht *über* oder *hinter* den Beziehungen stehend, verstanden werden. Es gehe, so Latour, in der Soziologie darum, die Verbindungen zwischen Akteuren ernst zu nehmen, sie abzuschreiten und somit deren Netzwerke und ihre „Assoziationen“ (Versammlungen) zu entfalten. Im zweiten Hauptkapitel des Buches behandelt er das Problem, wie es möglich sei, das Soziale dennoch flach zu halten. Vom Ereignis, sei es ein Sprechakt oder eine andere Form des Handelns, kann es für ihn keinen Weg zur Struktur geben. Der Übergang von der Mikro- zur Makroebene ist für ihn ein Ding der Unmöglichkeit, weil es streng genommen gar keine Makroebene gibt: „Our solution is to take seriously the *impossibility* [...]. Here again, we have to behave like good ants and to be as moronic, as literalist, as positivist, as relativist as possible.“²⁶ Die Doppeldeutigkeit des englischen Wortes für Ameise („ant“) ist für Latour zugleich Programm. Es bezeichnet sowohl

23 Ulrich Beck, *What is Globalization?*, Cambridge 2000, 63.

24 Als eine erste Zusammenfassung der Diskussionen ist die Einführung von Doris Bachmann-Medick, *Spatial turn*, in: dies., *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek bei Hamburg 32009, 284–328 zu empfehlen. In der Zwischenzeit sind zahlreiche weitere und ausführlichere Kompendien entstanden, vgl. z. B. den ausführlichen Literaturbericht von Thomas Bürk-Matsunami, *Raumtheoretische Positionen in angloamerikanischen und deutschsprachigen sozial- und kulturwissenschaftlichen Publikationen seit 1997*: www.raumsoz.ifs.tu-darmstadt.de/forschung/fo05-literatur/fo05-literatur.html (30. 10. 2012); Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2006; Jörg Döring/Tristan Thielman (Hg.), *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008.

25 Vgl. hierzu den kurzen Forschungsüberblick mit ausführlichem Literaturapparat von Jörg Dünne in der Einleitung zu Jörg Dünne/Hermann Doetsch/Roger Lüdeke, *Von Pilgerwegen, Schriftspuren und Blickpunkten. Raumpraktiken in medienhistorischer Perspektive*, Würzburg 2004.

26 Latour, *Reassembling the Social*, 170 [Hervorhebung im Original].

die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) als auch das methodische Vorgehen, nicht auf übergeordnete, emergente Strukturen zu schauen, sondern sich wie eine Ameise zu verhalten, die den richtigen Weg findet, ohne ein System zu kennen. Da es hinter den Ereignissen keine Struktur, kein System gibt, kann auch „das“ Globale an sich nicht existieren. Dennoch hält er interessanterweise an diesem Begriff fest. Wie gelingt ihm dann der Übergang von lokalen Verbindungen und Interaktionen zum Globalen? Lokale Interaktionen erzeugen, so Latour, Verbindungen, Verdichtungen könnte man sagen, die dann als neue Beziehung sichtbar werden. Bei ihm liest sich dieser entscheidende Schritt folgendermaßen: „The macro is neither ‚above‘ nor ‚below‘ the interactions, but *added* to them as *another* of their connections, feeding them and feeding off them.“²⁷ Diese und ähnliche Formulierungen lassen leider viele Fragen offen. Zu gerne wüsste man, wer hier wem, wie genau, was hinzufügt? Sind dann alle Relationen tatsächlich gleichermaßen zu gewichten, ernähren sich alle gegenseitig? Welche Rolle spielt der Latour'sche Beobachter, der, einer Ameise gleich, die Interaktionen zwischen Aktanten abschreitet und danach darüber berichtet? Was bringt uns ein Bericht über eine reine Beschreibung der Relationen hinaus? Wo soll ein Bericht enden?

Dennoch teile ich Latours Grundintention, nämlich die Suche nach Relationen zwischen Orten und die Vorstellung, dass auch das Globale lokalisierbar sei. Ebenso ist sein methodisches Vorgehen überzeugend, Beziehungen zum Dreh- und Angelpunkt der Analyse zu machen und dabei konsequent von den Akteuren auszugehen. Für Historiker ist dieses Vorgehen jedoch nicht neu. Bereits mikrogeschichtliche Ansätze der 1980er Jahre haben genau dies postuliert. Neu ist dagegen zweierlei: Erstens, wie Latour den Akteursbegriff fasst und zweitens, dass er jeglicher Emergenz eine Absage erteilt. Aus den Verbindungen der Orte, aus den Relationen zwischen den immer lokalen Akteuren, entwickelt sich ihm zufolge gerade keine höhere Ordnung, die als „Globales“ oder „Soziales“ gedeutet werden könne.

Was bringt Latours Theorie für die Geschichtsschreibung im Allgemeinen und die Global(isierungs)studien im Besonderen? Es kann von Latour inspiriert gelingen, auch neue Beziehungen zu erkennen und diese genauer zu beschreiben. Die ANT schärft das Analyseinstrumentarium und den Blick für Beziehungen, sie führt hin zu der im englischen Titel des Buches genannten, zentralen Frage, wie verschiedene Verbindungen so versammelt („reassembling“) werden können, dass sie erneut als Einheit erfasst und beschrieben werden können. Dies ist ein Gedanke, den ich in meinem Fazit erneut aufgreifen möchte. Die ANT handelt sich jedoch andere Probleme ein. Zum einen erscheint mir die Position, von der aus der Wissenschaftler spricht und analysiert, nicht geklärt, und zum anderen wirft Latour mit seiner „flachen Soziologie“ ganz bewusst und explizit etwas über Bord, was ich – zumindest für die Geschichtswissenschaft – für unentbehrlich halte: den Anspruch auf Erklärungen. Wir erfahren, welche Beziehungen es gibt, welche Netzwerke entstehen, wie sich Beziehungen „versammeln“, wie also neue Einheiten, darunter auch Lokalitäten, entstehen. Warum sie dies tun, wie Machtverhältnisse auf die „Assoziationen“ einwirken, sie beschleunigen, sie verhindern oder erzwingen,

27 Ebd., 177 [Hervorhebungen im Original].

auf diese Frage kann und will Latour keine Antwort geben. Dieses Manko an Kausalität werde ich im nächsten Kapitel als eine Folge und Gefahr der Relationierung erneut aufgreifen.

1.2. Die Begrenzung relationaler Lokalität durch Nachbarschaft: Arjun Appadurai

Gewinnt die Analyse an Erklärungskraft, wenn man stattdessen das Globale als gegeben annimmt und es mit eigenen Dynamiken ausstattet? Arjun Appadurai geht den umgekehrten Weg wie Bruno Latour. Er hat den Begriff der „locality“ prominent mit seiner Theorie zur Globalisierung verbunden. Seine Definition von Lokalität ist in den metaphorisch und vage gehaltenen Entwurf einer Theorie sich überlagernder globaler „scapes“ („ethnoscapes“, „mediascapes“, „technoscapes“, „financescapes“ und „ideoscapes“) eingebettet. Unter „scapes“ versteht Appadurai in Anlehnung an das Wort „landscape“ perspektivisch sich immer neu darstellende kulturelle Strömungen („cultural flows“), die mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten die Welt umkreisen und Globalisierung ausmachen. Diese Metaphern mögen auf Zustimmung stoßen oder nicht, analytisch sind sie schwer zu fassen.

Wird Appadurais Begriffsbestimmung eindeutiger, wenn es um Lokalität geht? Seine Definition hat zwei Teile. Zunächst kommt er auf die Relationalität zu sprechen: „I view locality as primarily relational and contextual rather than as scalar or spatial.“ Einer ausschließlich räumlich bestimmten Definition erteilt er damit eine klare Absage. Wenn „locality“ jedoch nur „primarily“ über die Beziehungen und den Kontext bestimmt wird, bleibt dann ein Rest an räumlicher oder skalarer Bestimmung übrig? Er fährt fort: „I see it as a complex phenomenological quality, constituted by a series of links between the sense of social immediacy, the technologies of interactivity, and the relativity of contexts.“²⁸ Offensichtlich möchte er Lokalität auch mit Erfahrungen in Zusammenhang bringen. Diese Verbindung erscheint mir jedoch nicht ausbuchstabiert. Ebenso unterbestimmt erscheint mir das Verhältnis von Lokalität und Kontext, oder die Frage wessen Beziehungen und Verbindungen er mit „a series of links“ adressiert.²⁹

Obwohl in Appadurais Definition vieles unklar bleibt, möchte ich dennoch festhalten, dass es sein Verdienst ist, als einer der ersten Globalisierungstheoretiker auf die relationale und kontextabhängige Bestimmung von Lokalität hingewiesen zu haben. Deutlich weniger konsequent bezüglich des umfassenden Relationierungsanspruches als Bruno Latour, scheint ihm die ausschließliche Betonung der Rela-

²⁸ Arjun Appadurai, *The Production of Locality*, in: ders., *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis – London 2008, 178–199, 178. Zitiert z. B. von Peter J. Bräunlein/Andrea Lauser, *Grenzüberschreitungen, Identitäten. Zu einer Ethnologie der Migration in der Spätmoderne*, in: *Ethnologie der Migration*, kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften 10 (1997), 1–18.

²⁹ Appadurai widmet mehrere Seiten dieses Aufsatzes dem Thema „the Contexts of Locality“, betont dabei, dass Kontext nicht mit Text gleichzusetzen sei und sich beide auch über Praktiken herstellen würden. Er zieht daraus den Schluss, dass die Beziehung von Intertextualität und Interkontextualität theoretisch noch nicht bestimmt sei, dies jedoch ein anderes Projekt darstelle, vgl. Appadurai, *Production of Locality*, 187.

tionalität jedoch Unbehagen zu bereiten. Daher ergänzt er sein Konzept der Lokalität mit einem anderen Begriff, der alltagssprachlich ebenfalls mit der lokalen Ebene verbunden wird: Nachbarschaft. Auch bezüglich dieses, für ethnographische Analysen so wichtigen Begriffs, konzediert Appadurai, dass eine Theorie, wie sich Nachbarschaft und Kontext gegenseitig bedingen, bisher fehle. Entschuldigend fügt er hinzu: „The problem of the relationship between neighborhood and context requires much fuller attention than can be afforded here.“³⁰ Der folgende Absatz unterstreicht das Bedürfnis nach „much fuller attention“, weil Appadurai hier Nachbarschaft selbst als Kontext definiert. Unter Nachbarschaften versteht er Kontexte, die einen Rahmen setzten, innerhalb dessen menschliches Handeln sich entfalte und Bedeutung erhalte: „In this sense, neighborhoods are contexts, and contexts are neighborhoods.“³¹ Das ist freilich verwirrend und stellt keine überzeugende Lösung des, wie ich finde, richtig erkannten Problems dar, dass Lokalität nicht ausschließlich über Relationen gefasst werden kann. Auch wenn es Appadurai nicht gelingt, die Begriffe „Lokalität“, „Nachbarschaft“ und „Kontext“ trennscharf zu definieren, zeigt sich in diesem Bemühen, wie schwierig die Balance zwischen Relationierung und Begrenzung zu finden ist. Andere, meist soziologisch oder wirtschaftswissenschaftlich orientierte Theoretiker sind analytisch trennschärfer. Überzeugen ihre Antworten?

1.3. Relationierung und Dichotomisierung von Ort und Globalität: Manuel Castells und Habibul Haque Khondker

Auch innerhalb der sozialwissenschaftlichen Globalisierungsforschung jenseits der Anthropologie resp. Kulturgeographie setzte sich ein zunehmend relationales Denken in Bezug auf global-lokale Fragen durch. Wie im Entwurf von Appadurai, skizzierten viele die Problemlage, blieben mit ihren Lösungen aber auf halber Strecke stehen. Die Entwicklung lässt sich folgendermaßen skizzieren. Die frühe Globalisierungsforschung in den 1980er und 1990er Jahren war von der Überzeugung geprägt, dass Globalisierung ein zunehmender Verflechtungsprozess sei und überwiegend Homogenisierungseffekte erzeuge.³² Eine solche Grundannahme provozierte klare Gegensätze zwischen bereits homogenisierten und noch nicht homogenisierten Einheiten. Die Peripherie-Zentrum-Dichotomie war davon ebenfalls eine Variante wie die Dichotomie des Lokalen und des Globalen.

Sprachlich prägnant hat diese Gegenüberstellung Manuel Castells als Gegensatz „des Raums der Ströme“ („space of flows“) und „des Raums der Orte“ („space of places“) bezeichnet.³³ Dass „der Raum der Orte“ dabei nicht von der durch die globalen Ströme provozierten Homogenisierung mitgerissen wird, sondern dass statt-

30 Ebd., 184.

31 Ebd.

32 Anthony G. Hopkins, Introduction. Interactions Between the Universal and the Local, in: ders. (Hg.), Global History. Interactions Between the Universal and the Local, Basingstoke – New York 2006, 1–39, 6.

33 Manuel Castells, Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Bd. 1, Das Informationszeitalter, Opladen 2004, 479.

dessen Paralleluniversen entstehen können, ist Castells besondere Pointe. Castells hebt hervor, dass die globalen Ströme gerade nicht den ganzen Bereich menschlicher Erfahrungen durchdrängen. Daher empfänden die meisten Menschen den Raum als „ortsgebunden“. Sie lebten nämlich an Orten. Ein „Ort“ zeichne sich dadurch aus, dass „seine Form, seine Funktion und seine Bedeutung innerhalb der Grenzen eines physischen Zusammenhanges eigenständig sind.“³⁴ Castells zufolge lässt sich daraus keinesfalls ableiten, dass Orte aus Gemeinschaften (womöglich aus harmonischen Gemeinschaften) bestünden. Vielmehr müsse man sehen, dass das Leben der Bewohner durch die Charakteristika des Ortes geprägt sei. Castells spricht daher von simultaner „Globalisierung und Lokalisierung.“³⁵ Diese Prozesse seien Ausdruck einer „strukturellen Schizophrenie“, insofern als Erfahrungen an Orte gebunden, Funktionen und Macht aber im Raum der Ströme organisiert seien. Daraus leitet er die Gefahr ab, dass wir uns auf dem Weg zu einem Leben in zwei parallelen Universen befänden. Castells wendet sich durch die starke Betonung der Eigenheit von Orten somit zwar gegen die These einer durchgängigen Homogenisierung, im Raum der Flüsse sieht er sie allerdings verwirklicht. Die Reflexion auf räumliche Relationen und Verflechtungen steht bei Castells nicht im Vordergrund. Die von Massey kritisierte Dichotomie von Globalität/Dynamik und Lokalität/Stabilität kehrt bei Castells in neuem Gewande wieder.³⁶

Noch eindeutiger gegen die Homogenisierungsthese wendet sich eine stärker an einem relationalen Raumverständnis orientierte Globalisierungsforschung. Ob tatsächlich die Zerstörung der „Twin-Towers“ diesem neuen Trend der späten 1990er Jahre in der Globalisierungsforschung zum Durchbruch verhalf, wie dies Anthony Hopkins annimmt,³⁷ oder ob andere Entwicklungen den Ausschlag gaben, zu Beginn des neuen Jahrtausends wurde jedenfalls deutlich, dass die Homogenisierungsthese nicht haltbar ist. Zwar hatten schon einige Globalisierungstheoretiker früher auf die Bedeutung der lokalen Kontexte hingewiesen, nun aber gerieten auf breiter Basis global-lokale Heterogenitäten und Verflechtungen zwischen diesen beiden Ebenen in den Blick. Diese Wende in der Globalisierungsforschung, kurz mit dem aus dem Japanischen übernommenen und von Roland Robertson im englischen Sprachraum popularisierten Stichwort „Glocalisation“ bezeichnet,³⁸ führte jedoch keineswegs zu einer Auflösung der Dichotomien, vielmehr wurden sie entweder transformiert oder sogar verstärkt. Giddens z. B. sah in der Globalisierung den Grund für die Wiederkehr lokaler kultureller Identitäten in unterschiedlichen Weltregionen.³⁹ Das Ver-

34 Ebd.

35 Ebd., 482.

36 *Doreen Massey*, *Space, Place and Gender*, Cambridge – Oxford 1994, 151. „Many of those who write about time-space compression emphasize the insecurity and unsettling impact of its effects, the feelings of vulnerability which it can produce. Some therefore go on from this to argue that, in the middle of this flux, people desperately need a bit of peace and quiet – and that a strong sense of place, of locality, can form one kind of refuge from the hubbub.“

37 *Hopkins*, Introduction, 6.

38 Zur Genese des Begriffs, siehe *Habibul Haque Khondker*, *Glocalization as Globalization. Evolution of a Sociological Concept*, in: *Bangladesh e-Journal of Sociology* 1 (2004) H. 2, 12–20.

39 *Anthony Giddens*, *Runaway World. How Globalization is Reshaping our Lives*, New York 2000, 13.

hältnis wurde, wie dies auch Habibul Haque Khondker anmerkte, bei Soziologen wie Giddens oder auch Wallerstein so bestimmt, dass das Lokale als Antwort auf globale Herausforderungen betrachtet wurde.⁴⁰

Dabei übernahmen diese Studien den Gedanken des *spatial turn*, nämlich dass sich Raum gerade nicht geographisch bestimmen lässt, und vollzogen konsequent nach, wie sich der Raum als solcher mit Fortschreiten der Globalisierung auflöste. Die Rede von einem ortlosen, grenzenlosen und ungebundenen „space of flows“ belegte die vermeintliche „Ent-territorialisierung“ des Raumes.⁴¹ Eine genauere Betrachtung dieser Studien zeigt jedoch, dass nur denjenigen Entwicklungen Dynamik, Veränderlichkeit und Entterritorialisierung zugeschrieben wurde, die als globale Entwicklungen erkannt wurden – eine Kritik, die prominent von Doreen Massey formuliert wurde.⁴² Nun wird jedoch deutlich, warum dies so ist: Die Studien benötigten, um Globalisierungsdynamiken überhaupt erkennen zu können, einen Gegenpart. Der „space of place“ (Castells), lokale Identitäten (Giddens) oder Nachbarschaften (Appadurai) mutierten dadurch zum Hort des Stablen. Wenn ihnen doch Veränderungen zugestanden werden, dann erscheinen diese als Reaktion auf relational gedachte Globalisierungsprozesse.

Khondker führt den Gedanken einer Relationierung daher deutlich weiter, wenn er gegen Giddens argumentiert, dass das Lokale nicht nur reaktiv und als Gegensatz zum Globalen beschrieben werden könne. Er unterscheidet „Macro-localization“ und „Micro-globalization“. Während „Macro-localization“ die Grenzen der Lokalität ausdehne und dazu führe, dass lokale Ideen, Praktiken und Institutionen global werden könnten, bezeichne „Micro-globalization“ die Inkorporation globaler Prozesse in lokale Settings.⁴³ Ihm geht es also um eine doppelte Bewegung: das Lokale verändert das Globale und umgekehrt, das Globale bestimmt das Lokale. Beide Einheiten werden damit relationiert, der Gegensatz bleibt aber dennoch erhalten. Das Festhalten an einer dichotomen Zuordnung wird deutlich, wenn er Glokalisierung von Hybridisierung abgrenzt. Khondker besteht darauf, dass es bei Glokalisierung nicht um eine schlichte Vermischung oder Fusionierung des Globalen und Lokalen gehe, sondern dass mit dem Begriff der Glokalisierung der Bezug des Globalen zur je lokalen Kultur, dem lokalen Wertesystem beschrieben werde.⁴⁴ Aus dieser letzten Überlegung ergibt sich eine wichtige Konsequenz: Glokalisierung kann Khondker zufolge neben Globalisierung bestehen. Glokalisierung ist für ihn weder notwendige Voraussetzung für, noch notwendige Folge von Globalisierungsprozessen. Er verdeutlicht dies am Beispiel der Verbreitung der ATM-Machines in Singapur und mit anderen Anwendungen neuer Technologien, die gerade keine Modifikationen erfahren hätten und daher auch kein Beispiel für Glokalisierung darstellten.⁴⁵

40 Khondker, *Glocalization as Globalization*, 15.

41 Helmuth Berking, *Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs*, in: ders. (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, Frankfurt a. M. – New York 2006, 7–22, 8.

42 Doreen Massey, *Space, Place and Gender*; dies., *For Space*, London – Thousand Oaks – Neu Delhi 2005; dies., *Keine Entlastung für das Lokale*, in: Berking (Hg.), *Die Macht des Lokalen*, 25–31.

43 Khondker, *Glocalization as Globalization*, 15

44 Ebd.

45 Ebd., 18.

Die Dichotomie des Lokalen und des Globalen bleibt somit auf einer theoretisch anspruchsvolleren Ebene, als dies in den ausschließlich auf Globalisierungsprozessen beruhenden Studien der Fall war, auch bei Khondker erhalten. Dies mag daran liegen, dass er Glokalisierung zunächst in dem wirtschaftlichen Kontext verwendet, in dem das Konzept entstanden ist und daraus auf die Dynamik sozialer Transformationen schließt.

1.4. Die Wiederkehr des absoluten Raumes in Globalgeschichten: Ian Morris vs. Jürgen Osterhammel

Fassen Historiker in ihren Globalgeschichten das global-lokale Spannungsverhältnis grundlegend anders? In den letzten Jahren sind zahlreiche Großentwürfe entstanden, die sich dem Problem ganz unterschiedlich nähern. Christopher Bayly z. B. stützt sich in seiner Einleitung auf einen Gegenwartsbefund von Arjun Appadurai, demzufolge sich lokale und globale Kräfte gegenseitig „kannibalisieren“ und betont, dieses Paradox habe in Wirklichkeit eine lange Geschichte. Daraus leitet Bayly den bereits erwähnten Gedanken ab, jegliche lokale, nationale oder auch regionale Geschichte sei daher stets auch globale Geschichte.⁴⁶ Seine Geschichte ist insofern grundlegend relational angelegt. Bezüglich der Vorstellungen des Staates und der Nation gelingt es ihm auch, die jeweiligen Untersuchungseinheiten selbst relational zu denken.⁴⁷ Anders sieht dies allerdings aus, wenn es um kleinere Einheiten geht. Bezüglich der Stadtentwicklungen hebt er z. B. nur auf gemeinsame bzw. unterschiedliche Entwicklungen ab – ein Vorgehen, das er im Untertitel seines Buches angekündigt hat. Ihm gehe es um „global connections and comparisons“.⁴⁸ Translokale Beziehungen und die dadurch erzeugte Spezifik einer analysierten „Lokalität“ treten dementsprechend in den Hintergrund. Deutlicher lässt sich die Problematik der nur teilweisen Relationierung an einer anderen, ebenfalls sehr auf-lagenstarken Studie zeigen.

Der Stanforder Historiker Ian Morris stellt in seinem globalgeschichtlich angelegten Buch mit dem provokanten Titel „Why the West Rules – For Now?“⁴⁹ die Wirkungsmacht des Raumes ins Zentrum seiner Überlegungen. Dabei gelingt es ihm, den Gegensatz von Globalität und Lokalität gar nicht erst entstehen zu lassen. Welches Raumverständnis hat er? Um Werturteile nicht mit räumlichen Bezeichnungen zu vermischen, um also zu vermeiden, „den Westen“ mit Begriffen wie Demokratie, Freiheit, Imperialismus etc. aufzuladen, sieht er als einzigen Ausweg, sich auf rein geographische Definitionen von Orten und Regionen zurückzuziehen.⁵⁰

46 Bayly, *Birth of the Modern World*, 2.

47 Vgl. z. B. die Abschnitte „Problems in Defining the State“ und „The Modern State Takes Root: Geographical Dimensions“, in: ebd., 252–256.

48 Leider wurde dieser Untertitel in der deutschen Übersetzung kassiert.

49 So lautet der Originaltitel. Im Folgenden zitiere ich jedoch aus der deutschen Übersetzung: Ian Morris, *Wer regiert die Welt? Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Frankfurt a. M. 2011.

50 Ebd., 49.

Dabei fällt er jedoch nicht in ein schlichtes Denken in Behälterräumen – hier Westen, dort Osten – zurück, sondern zeigt, wie die jeweilige geographische Lage einer Region in Relation zu anderen den Gang der Geschichte beeinflusste. Sein Raumverständnis ist nur vor dem Hintergrund seiner gesamten globalgeschichtlichen Argumentation verständlich, die ich daher in aller Kürze ausführen möchte: Morris' selbst gestecktes Ziel ist es, einerseits ein nicht-deterministisch festgelegtes Muster aus der Geschichte herauszuarbeiten und andererseits Gesetzmäßigkeiten zu benennen, die erklären, warum Zivilisationen in den letzten Jahrtausenden herrschten oder beherrscht wurden. Obwohl Morris auf über 600 Seiten erläutert, warum der Westen in den letzten Jahrhunderten die Welt bezwungen hat, mündet das Buch nicht etwa in eine triumphale Geschichte westlicher Überlegenheit, sondern versteht sich selbst als Warnruf, um der nahenden „Weltendämmerung“ etwas entgegenzusetzen. Mit folgendem Zitat lässt sich die Hauptaussage seines Buches auf einen kurzen Nenner bringen: „Dass der Westen regiert, ist eine Frage der Geographie.“⁵¹ Was meint er damit? Während biologische und soziologische Gesetzmäßigkeiten für Entwicklungen verantwortlich seien, erzeugten geographische Gesetzmäßigkeiten die (welt-) regionalen Unterschiede innerhalb der historischen Entwicklung. Damit wendet er sich gleichermaßen gegen die Bedeutung des Zufalls in der Geschichte, wie gegen die Determinierung der Geschichte, da erst das Zusammenspiel der Gesetzmäßigkeiten den Gang der Geschichte bestimmt. Dies kann ihm nur gelingen, weil er mit dem Westen eine klare geographisch begrenzte Einheit geschaffen hat.

Der enorme Verkaufserfolg des Buches zeigt, dass Morris damit einen Nerv der Zeit trifft. Woran liegt das? Einmal ganz abgesehen davon, dass der Band von einer großen Kenntnis globalgeschichtlicher Entwicklungen zeugt, stellt er doch ein Ärgernis dar, weil er hinter viele Erkenntnisse der letzten Jahre zurückfällt. Mit Bezug auf Marx entwirft er seinen spezifischen Materialismus, demzufolge die Menschen zwar ihre eigene Geschichte machten, aber ihre Handlungen an das anpassten, was ihre Umwelt ihnen vorgebe. Und diese Umwelt ist eben festgelegt, eindeutig, eine in sich geschlossene, geographische, nicht relationierbare Einheit. Daraus leitet er das „Morris-Theorem“ (sic!) ab, demzufolge „aller Wandel von faulen, gierigen und furchtsamen Menschen bewirkt wird, die (ohne wirklich zu wissen was sie tun) nach leichteren, profitableren und sichereren Methoden suchen, ihre Angelegenheiten zu regeln.“⁵² Dieses Axiom als Ausgangspunkt nehmend, liefert das Buch etwas, das streng relationalen Deutungsangeboten abgeht: Ein Übermaß an Erklärung. Wenn Einheiten als in sich klar abzugrenzende gesetzt werden, dann wird es auch einfach, den Prozess der Globalisierung damit zu erläutern, dass der Westen bzw. das „ätzende liberale Säurebad“⁵³ die Grenzen zwischen Gesellschaften zerfraß und sich schließlich die ganze Welt einverleibte. Gelingen konnte westliche Vorherrschaft Morris zufolge aus drei Gründen: weil sich die Technologie im Westen verbesserte, weil sich der Westen (dank der Technologie) militarisierte und weil der Westen (dank der Technologie) mit seinen Schiffen eine atlantische Wirtschaft ankurbeln

51 Ebd., 531.

52 Ebd., 590.

53 Ebd., 496.

konnte.⁵⁴ Was aber ermöglichte den Fortschritt der Technologie? Nicht Mentalitäten, nicht Forschergeist, nicht Erfindungsreichtum – es war die geographische Lage, die eine Konkurrenzsituation schuf, die neue Lösungen notwendig machte. Lokalität, Orte, kleine räumliche Einheiten spielen in dieser Argumentation gar keine Rolle, weil es für die Bedeutung des Westens letztlich unerheblich ist, ob der Take-off in England oder Frankreich stattfand. Der Osten hätte das Rennen in der industriellen Revolution dann machen können, wenn auch er über eine der atlantischen vergleichbare Wirtschaft verfügt hätte. Daher kommt Morris zu dem eingängigen Schluss: Karten nicht Kerle (im englischen Original klingt der Satz noch besser: „maps not chap“) sorgten dafür, dass der Westen bis jetzt die Welt beherrschte.⁵⁵

Morris stellt mit seinen Raumvorstellungen und seinen holzschnittartigen Erklärungsmustern sicherlich eine Ausnahme unter den Historikern dar – er selbst kokettiert in seinem Werk immer wieder mit der Sonderrolle. Tatsächlich wird die Einsicht, dass es nicht das eine Zentrum neben zahlreichen Peripherien gibt, sondern dass Globalisierungsprozesse zahlreiche Zentren haben, von den meisten Globalisierungsforschern heutzutage geteilt. Dennoch gilt für die meisten Studien, dass sie auf unterschiedlichen Ebenen unreflektiert in sich geschlossene Einheiten einführen und die Rolle des Lokalen oder des Ortes dabei häufig unterbestimmt bleibt. Einer der wenigen, der überhaupt auf „Lokalisierungen“ reflektiert, ist Jürgen Osterhammel. Sein Buch „Die Verwandlung der Welt“ ist deutlich stärker als Christopher Baylys Globalgeschichte von der Relationierung der Geschichtswissenschaft geprägt. Er hebt von Anfang an auf die Multiperspektivität von Sichtweisen ab und wendet sich daher gegen verkürzte Metanarrative. Die Relationierung zeigt sich auch in Osterhammels Raumverständnis. In einem einleitenden Kapitel setzt er sich ausschließlich mit „Raum“ auseinander. Die Überzeugung, dass sich „Raum“ jenseits der Mathematik nicht abstrakt denken lasse, führt ihn zu der wohl rhetorischen Frage, ob es überhaupt einen „reinen Raum“ gebe oder ob wir nicht vielmehr – gerade als Historiker – von einem „relationalen Raum, der sich auf die Lebewesen bezieht“, ausgehen müssten.⁵⁶ Obwohl Jürgen Osterhammel also den *spatial turn* mitvollzieht, verbindet auch er die Relationierung des Raumes nur mit größeren Einheiten. Dies wird an der unterschiedlichen Definition von „Region“ und „Ort“ deutlich. Regionen definiert er als „Interaktionsräume, die sich durch die Dichte von Verkehr und Migration, Kommunikation und Handel konstituieren.“⁵⁷ Diese Faktoren erlaubten es, von einem „integrierten Raumzusammenhang“, also von einer „begrenzten Identität“ zu sprechen. Möchte man diese Passage sehr stark machen, lässt sich sagen, dass die Region hier als Wechselspiel zwischen Relationalität und der Herstellung begrenzter Identitäten definiert wird. Darauf möchte ich im Fazit zurückkommen. Anders sieht dies jedoch bezüglich der „Orte“ oder der „Geschichten der Lokalisierung“ aus. Obwohl mit dem Begriff „Lokalisierung“ sogar auf einen Prozess hingewiesen wird, den man als „Produktion von Lokalität“ para-

54 Ebd., 482.

55 Ebd., 590.

56 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2010, 130.

57 Ebd., 156.

phrasieren könnte, führt Osterhammel diesen Gedanken nicht weiter. Er verzichtet bezüglich der Orte auf das Wechselspiel von Interaktion/Relation und Begrenzung. Bezüglich von „Orten“ interessiert ihn eher, wie sich konkrete, nicht relational bestimmte Orte im Raum verteilen.⁵⁸

Es ließen sich noch zahlreiche andere Beispiele anführen, die belegen, dass Globalhistoriker, abgesehen von einigen Ausnahmen, mit der Relationalität des Raumes beginnen und mit der Begrenztheit von Orten enden, ohne diese Begrenztheit selbst in Relationen zu anderen Einheiten zu setzen.⁵⁹ Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Debatte um den *spatial turn* einerseits in eine allgemeine Bewegung innerhalb der Kultur- und Sozialwissenschaften einzuordnen ist, die als zunehmende Relationierung von Untersuchungsgegenständen und Analysekatégorien bezeichnet werden kann. Andererseits wurde deutlich, dass die Debatte, wie Relationierung des Raumes und das Beschreiben lokaler Einheiten zusammengedacht werden können, noch nicht abgeschlossen ist. Die Rückkehr zu rein geographisch bestimmten Raumvorstellungen wie Ian Morris dies vorgeführt hat, sind verführerisch, da es ihnen besonders leicht gelingt, historische Erklärungen zu formulieren. Die meisten anderen hier diskutierten Positionen würden sich nicht damit bescheiden, zu einem absoluten Raumverständnis zurückzukehren. Unklar scheint indes, wie weit die Relationierung getrieben werden kann und muss. Zentral ist daher die Frage, ob es gelingen kann, den Risiken einer zunehmenden Relationierung zu begegnen.

2. Die beiden Risiken der Relationierung und eine ambitionierte Antwort:

Walter Mignolo

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass bei aller Unterschiedlichkeit der Ansätze die zunehmende Relationierung der Untersuchungseinheiten zwei Risiken in sich trägt. Das erste besteht darin, dass Einheiten zwar in Beziehung zu anderen Einheiten gesetzt werden, aber nicht berücksichtigt wird, dass sich die Untersuchungseinheiten durch diese Beziehungen selbst verändern. Die Verflechtungsgeschichte hat diesen „blind spot“ der Geschichte internationaler Beziehungen oder der älteren Interaktionsgeschichte schon früh bemerkt. Zum Programm der Verflechtungsgeschichte gehört daher zentral, dass Wechselwirkungen ins Zentrum der Analyse gestellt werden.⁶⁰ Was sich in der Theorie gut liest, ist in der Praxis jedoch selten

⁵⁸ *Ebd.*, 154–156.

⁵⁹ Vgl. z. B. *John Darwin*, *Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400–2000*, Frankfurt a. M. 2007. Darwin setzt auf die Beziehungen zwischen Imperien, Bayly orientiert sich in „The Birth of the Modern World“ eher an Zivilisationen. Bezüglich dieser Großeinheiten verwenden beide Historiker relationale Raumbegriffe. Bezüglich der kleineren Einheiten fallen sie jedoch hinter diese Erkenntnis zurück. Eine Ausnahme findet sich bei Wendt, der am stärksten auf gegenseitige Beeinflussungen unterschiedlicher Weltregionen setzt und damit seine Einheiten bis hin zu kleineren Einheiten sehr stark relationiert. Er kommt dabei auch auf lokal-globale Schnittstellen zu sprechen, die am ehesten dem von mir vorgeschlagenen Begriff der „Lokalität“ entsprechen, vgl. *Wendt*, *Vom Kolonialismus zur Globalisierung*, 205–207.

⁶⁰ *Sebastian Conrad/Andreas Eckert*, *Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen. Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt*, in: *Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Frei-*

zu finden, zumal wenn es sich um Arbeiten mit globalen Ausmaßen handelt. Sehr deutlich konnte diese Gefahr im Werk von Ian Morris ausgemacht werden. Obwohl die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Weltregionen für die Anlage des Buches wichtig sind, obwohl Relationen also nicht ausgeblendet werden, hält er an klar umgrenzten räumlichen Einheiten fest, ohne auf Wechselwirkungen und gegenseitige Beeinflussungen einzugehen. Dies ermöglicht ihm eine Argumentation mit besonders hoher (wenn auch nicht überzeugender) Erklärungskraft.

Das zweite Risiko einer zunehmenden Relationierung besteht darin, dass der Blick auf die Relationen so stark betont wird, dass die Einheiten, zwischen denen diese Relationen bestehen, vollkommen aus dem Blick geraten. Paradigmatisch zeigte sich diese Gefahr in der Netzwerktheorie von Bruno Latour. Bei der Lektüre seiner „neuen Soziologie“ wurde deutlich, dass eine radikale Relationierung auf Kosten der Erklärungskraft geht. Übertragen auf das Anliegen der Geschichtswissenschaft heißt dies, eine vollkommene Relationierung bewirkt, dass historische Prozesse zwar beschrieben, aber nicht erläutert werden können.

Die zentrale Frage muss daher lauten: Wie lässt sich Relationierung so mit Begrenzung versöhnen, dass Geschichtsschreibung nicht in Beschreibung aufgeht, sondern historische Erklärungen liefert? Als eine ambitionierte Antwort auf diese Frage können Walter Mignolos Ausführungen zum „Cosmopolitan Localism“⁶¹ gelesen werden. Obwohl auch diese Antwort meines Erachtens nicht überzeugen kann, und obwohl Mignolos Begrifflichkeit unpräzise und deshalb nur schwer auf den Punkt zu bringen ist, ist sein Grundanliegen äußerst interessant und trifft ins Zentrum der hier entfaltenen Diskussion. Ihm geht es um eine Verbindung von Relationierung und Erklärung. Wie geht er dabei vor?

Bereits im Jahr 2000 hat Mignolo mit seiner Essaysammlung „Local Histories/Global Designs“ einen kritischen Gegenentwurf zur Geschichte der Moderne veröffentlicht. Sein zentrales Anliegen war es dabei, das verborgene Konzept der „colonial difference“, das untrennbar mit dem Projekt der Moderne verbunden sei, sichtbar zu machen. Bereits im Begriff der „colonial difference“ wird deutlich, dass Mignolos Ansatz relational begründet ist. Seine zentrale Frage ist es, wie weltregionale Differenzen in historischen Prozessen mit hierarchischen Bewertungen aufgeladen wurden. Im Unterschied zu den bisher diskutierten Ansätzen ist sein Konzept an die Analyse des wirkungsvollen Macht systems der Kolonialität (nicht des Kolonialismus) geknüpft. Ins Zentrum seines relationalen Denkens stellt er die „colonial difference“. Unter „colonial difference“ versteht er die in Zeiten des territorialen Kolonialismus entstandene und seitdem fortbestehende „classification of the planet in the modern/colonial imaginary, by enacting coloniality of power, an energy and a machinery to transform differences into values.“⁶² Es ist bei ihm also

tag (Hg.), Globalgeschichte. Theorien, Themen, Ansätze, Frankfurt a. M. – New York 2007, 7–49; zum Verhältnis der Verflechtungsgeschichte und dem historischen Vergleich, vgl. Ulrike Lindner, Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914, Frankfurt a. M. – New York 2011, 20–29.

61 Walter D. Mignolo, Cosmopolitan Localism. A Decolonial Shifting of the Kantian's Legacies, in: Localities 1 (2011), 11–45.

62 Ders., Local Histories/Global Designs, 13.

das Machtsystem der Kolonialität, das dazu führte, dass (weltregionale) Differenzen in Werte transformiert wurden. Das Machtsystem der Kolonialität wirkt, so Mignolo, bis heute fort und stellt asymmetrische Beziehungen weltweit auf Dauer. Um das Machtgefüge der Kolonialität und die „colonial difference“ sichtbar machen zu können, bedient er sich der Methode des „border thinking“. Wie beschreibt Mignolo selbst die Methode des „border thinking“? Von einer subalternen Ebene ausgehend, nehme er die „colonial difference“ in den Blick und arbeite heraus, welche Grenzen, Unterschiede, Differenzierungen und hierarchische Abstufungen konstruiert würden. „Border thinking“ zielt also nicht ausschließlich auf territoriale Grenzziehungen, sondern macht hierarchische Relationen aus, wo immer sie sich befinden. Daraus leitet Mignolo sein politisches Anliegen ab: ihm geht es um eine „intellectual decolonization.“⁶³ Indem er mittels „border thinking“ das heute noch wirksame Machtsystem der Kolonialität ausmacht, kann er zeigen, wie stark das akademische und politische Denken von globalen Asymmetrien geprägt ist.

Sowohl die „intellectual decolonization“ als auch die Methode des „border thinking“ führt Mignolo mit seiner Interpretation von Immanuel Kants Entwurf eines Kosmopolitismus mit universellem Gültigkeitsanspruch vor. Kants Entwurf des Kosmopolitismus entnimmt Mignolo (ausschließlich!) Kants Schrift „Anthropologie in pragmatischer Absicht“. Mignolo behauptet, dass der dort entwickelte Begriff des Kosmopolitismus von der Vorstellung einer zivilisatorischen Überlegenheit der europäischen Kolonialmacht geprägt sei und dass diese Vorstellung bis heute in ihm nachwirke. Um an die Vorstellung eines „Kosmopolitismus“ anknüpfen zu können, müsse der Begriff daher zunächst seines Eurozentrismus entledigt und insofern intellektuell dekolonisiert werden.

Wie argumentiert Mignolo? Mittels „border thinking“ analysiert Mignolo textuelle Grenzziehungen und arbeitet dabei heraus, dass Kant in seiner „Anthropologie in pragmatischer Absicht“ klare Grenzen zwischen Europa und Außereuropa einführt, um diese im Anschluss als Differenz zwischen „Barbaren“ und „Zivilisierten“ zu markieren. Darüber hinaus errichte Kant auch klare Grenzen innerhalb Europas und arbeite so an der Erschaffung einer „inner imperial difference“⁶⁴ mit. England, Deutschland, Frankreich – ausgerechnet die auch heute noch mächtigsten europäischen Staaten – sehe Kant im Zentrum Europas. Den europäischen Süden dagegen ordne er als vergleichsweise „unzivilisiert“ ein. „Colonial difference“, so hatte Mignolo bereits im Jahr 2000 betont, „works in two directions: rearticulating the interior borders linked to imperial conflicts and rearticulating the exterior borders by giving new meanings to the colonial difference.“⁶⁵ Obwohl also tief von der „colonial difference“ durchdrungen, sei es Kants Ziel, einen Kosmopolitismus zu entwickeln, für den er universelle Gültigkeit beanspruche. Dass Kants Entwurf und dessen Anspruch auf universelle Gültigkeit beide zutiefst eurozentrisch seien, beweist Mignolo mit einem Gegenbeispiel. Bereits um 1600 habe Guaman Poma in seiner Chronik „Nueva Crónica“ ebenfalls einen Kosmopolitismus begründet,

63 Ebd., 45.

64 Mignolo, *Cosmopolitan Localism*, 35.

65 *Ders.*, *Local Histories/Global Designs*, 50.

diesen aber ganz anders abgeleitet. Hier werde gerade nicht die aus der „colonial difference“ in das gesamte europäische Politikverständnis übernommene „idea of friends and enemies“⁶⁶ als Ausgangspunkt eines Kosmopolitismus genommen. Statt um die Überwindung eines „Freund-Feind-Gegensatzes“ sei es Poma um 1600 um das (hierarchisch) geordnete Zusammenleben unterschiedlicher Ethnien gegangen: „the very idea of the *enemy* was not in his mind.“⁶⁷ Daraus leitet Mignolo ab, dass es verschiedene Entwürfe von jeweils lokal eingefärbten Kosmopolitismen gebe. Keiner könne aufgrund seiner lokalen Prägung universelle Geltung beanspruchen. Emphatisch endet sein Aufsatz: „Cosmopolitan localism means the multiplication of nodes, the active intervention of local cosmopolitan project [sic, AE] from all over the world and the reduction of Western cosmopolitanism to its own local history.“⁶⁸

Meines Erachtens verwickelt sich Mignolo hier in einen logischen Widerspruch: Er fordert einerseits universelle Gültigkeit für die Aussage, dass Kosmopolitismus stets lokal begründet sein müsse und erteilt zugleich allen Aussagen mit einem universellen Gültigkeitsanspruch eine Absage (mit universellem Gültigkeitsanspruch). Auch der Befund bezüglich Mignolos Umgang mit Relationalität ist widersprüchlich. Über den Begriff des „border thinking“ und der „difference“ bindet Mignolo seine historische Analysen stets an die Untersuchung von Relationen. Um aber nicht in eine schlichte Beschreibung unterschiedlicher Grenzziehungen und Verbindungen zu verfallen, bindet er dieses relationale Denken in das System der Kolonialität ein. Damit gewinnt seine Argumentation an Erklärungskraft. In der Analyse geht es ihm nicht wertneutral um „difference“ an sich, sondern es geht um die Herstellung asymmetrischer Machtbeziehungen und somit um die Reproduktion der „colonial difference“. Warum kann dieser Ansatz nicht vollkommen überzeugen? Erstens wird das System der „coloniality“ als statische Konstante eingeführt. Diese Setzung führt zweitens zu einem Folgeproblem. Sie etabliert ein dichotomisches Verhältnis unterschiedlicher weltregionaler Lokalitäten. Unter der Hand entgeht „Lokalität“ einer eigenen Relationierung und gerät zu einem Synonym von geographisch bestimmter Weltregion. Das Zentrum Europas und subalterne Positionen anderer Weltregionen werden dichotomisch über die „colonial difference“ zugeordnet und damit als feste Einheiten gesetzt. Eine am Lokalen ansetzende Analyse kolonialer und anderer Machtverhältnisse sollte jedoch, und dies möchte ich abschließend ausführen, von einem anderen, streng relational gedachten Begriff der Lokalität ausgehen.⁶⁹

66 *Ders.*, *Cosmopolitan Localism*, 25 [Hervorhebungen im Original].

67 *Ebd.* [Hervorhebung im Original].

68 *Ebd.*, 44.

69 Freilich ist es umso interessanter, selbst in diesen idealen Entwürfen die Spuren europäischer und kolonialer Geschichte nachzuweisen. Kants Verständnis von „Krieg“ und „Frieden“ ist sicherlich von eurozentrischen Erfahrungen und Sichtweisen geprägt, welchen Einfluss diese auf den universellen Gültigkeitsanspruch haben, ist jedoch nur sehr schwer herauszuarbeiten. Ein tatsächlich grundlegender Einwand wäre, wenn Mignolo der Nachweis gelänge, die „ungesellige Geselligkeit“, der laut Kant unhintergehbare anthropologische Antagonismus, sei Zeichen der „colonial difference“, also eines spezifisch eurozentrischen Denkens in Freund-Feind-Dichotomien. Seine Ausführungen zu Guaman Poma konnten mich indes nicht davon überzeugen, dass das Prinzip, dass Menschen nicht ohne einander, aber auch nicht miteinander können, für die

Anhand der hier diskutierten unterschiedlichen Ansätze, „Lokalität“ oder das „Lokale“ zu konzeptionalisieren, wurde deutlich, dass es schwierig ist, eine relationale Geschichtsschreibung tatsächlich zu verfassen, ohne einer der beiden Gefahren zu erliegen. Während so unterschiedliche Wissenschaftler wie Morris und Mignolo erneut bei gesetzten Entitäten ankommen, lösen sich in anderen Studien die Einheiten vollkommen auf. Ist es möglich, beiden Gefahren zu begegnen und dennoch an einer relationalen Geschichtsschreibung festzuhalten, die über historische Beschreibungen hinausgehend dem Anspruch auf Erklärungen gerecht wird?

3. Lokalität und die Dimensionen des Globalen: Relationale Geschichtsschreibung

Dass Geschichtsschreibung nicht hinter die Relationierung ihrer Gegenstände und Kategorien zurückfallen sollte, möchte ich als Ausgangspunkt meiner Überlegungen setzen. Selbst HistorikerInnen, die erneut stark auf begrenzte Einheiten zielen, wie dies z.B. bei Ian Morris der Fall ist, bauen ihre Geschichtsdeutung zunächst auf Relationen auf: Bei Morris ist es die (weltregionale) Konkurrenzsituation, die den Westen dazu nötigte, mit der Industrialisierung eine Möglichkeit zu finden, sich zu behaupten. Die Schwierigkeiten fangen mit dieser Setzung jedoch erst an. Nicht die Frage, ob Relationen im Vordergrund stehen, sondern wie diese Relationen auf die je untersuchten Einheiten zurückwirken, ist das eigentliche Problem relationaler Geschichtsschreibung. Denn erst wenn die Rückwirkungen bedacht werden, stellt sich die Frage, wie Einheiten abgegrenzt werden sollen, wenn sie sich doch über Relationen bestimmen.

Aus den oben diskutierten unterschiedlichen Lösungsversuchen und ihren jeweiligen Stärken und Schwächen lässt sich ableiten, dass es die zentrale Herausforderung einer relationalen Geschichtsschreibung ist, zu einem Ausgleich von Relationierung und Begrenzung zu kommen. Als bisheriges Ergebnis möchte ich festhalten: Ein Mangel an Begrenzung führt zu einem Verlust an Erklärungskraft. Eine vorschnelle Begrenzung oder eine Überbetonung der Begrenzung führt zu simplifizierenden und daher unangemessenen oder falschen Erklärungen.

Wohin führt uns dieser Befund? Ein Ausgleich von Relationierung und Begrenzung, so die These, kann nur dann gelingen, wenn die kleinste Untersuchungseinheit als Ausgangspunkt relationaler Betrachtung genommen wird. Bruno Latours Ausführungen bilden hier einen überzeugenden Ausgangspunkt. Was allgemein für das Anliegen einer relationalen Geschichtsschreibung gilt, bedeutet für die hier diskutierte Raumproblematik: Ausgehend von einer relational gedachten Lokalität sollten translokale Beziehungen im Vordergrund der Analyse stehen. Größere räumliche Einheiten, seien es Nationen oder gar Weltregionen, sollten als Verdichtung translokaler Relationen aufgefasst und als solche untersucht werden. Indem Lokalität als durch translokale und andere soziale Beziehungen erzeugte Einheit bestimmt

hybriden Gesellschaften Lateinamerikas nicht zutreffend seien. M. E. unterstellt Mignolo Kant ein simplifizierendes Freund-Feind-Schema, wo dieser an einer viel grundlegenden menschlichen Bestimmung arbeitet.

wird, wird sie auch aus ihrer dichotomischen Zuordnung zum Globalen befreit: Lokale Dynamiken oder lokale Verfestigung sind keine schlichte Reaktion auf Globalisierungsprozesse. Nicht das Globale bestimmt das Lokale, sondern translokale und andere soziale Beziehungen bestimmen Lokalität. Umgekehrt ermöglicht die Befreiung des Globalen von seiner Dichotomie zum Lokalen ebenfalls ein neues Verständnis globaler Prozesse und Strukturen. Nicht der Gegensatz zu einem stabilen, im besten Falle auf globale Veränderungen reagierenden Ort charakterisieren „das Globale“. Vielmehr wird es aufgelöst in die nicht zählbare, stets in Bewegung befindliche Menge seiner translokalen Beziehungen. Insofern knüpfen diese Überlegungen in vielerlei Hinsicht an die Ausführungen von Ulrike Freitag und Achim von Oppen zu „Translocality“ an: Translokalität führt zu einem neuen Verständnis von Globalisierung und die Analyse translokaler Beziehungen trägt zu einer Globalgeschichte von unten ebenso bei, wie sie dabei hilft, das Lokale zu transzendieren und gerade nicht als feststehende, stabile Einheit zu denken.⁷⁰ Auf den letzten Seiten sollte deutlich geworden sein, wie wichtig es ist, dennoch am Begriff der relationalen Lokalität festzuhalten und sie gerade nicht in translokale Verbindungen aufzulösen. Nur dann kann die Geschichtsschreibung von einem (in sich bereits wertvollen) Nachvollzug der jeweiligen Beziehungen auch zu historischen Erklärungen gelangen. Dass diese Syntheseleistung,⁷¹ also die Erzeugung eines begrenzten Raumes, in nichts anderem bestehen kann als in der Verdichtung translokaler Beziehungen muss nicht mehr eigens betont werden. Der Historiker Arif Dirlik schlägt dafür eine eigene Begrifflichkeit vor, die „groundedness“ des Ortes.⁷² Gerade wenn man Lokalität über translokale und soziale Relationen, also über menschliches Handeln fasst, muss auf die Grenzen des so erzeugten Raumes reflektiert werden. Bei Dirlik liest sich das folgendermaßen: „Place as a metaphor suggests groundedness from below, and a flexible and porous boundary around it, without closing out the extra-local, all the way to the global.“⁷³ Wenn die historische Analyse von derart begrenzten, relational verstandenen Einheiten ausgeht, dann kann es ihr gelingen, bei den multiperspektivischen Dimensionen des translokal begründeten Globalen und einer konsequent relationalen Geschichtsschreibung anzukommen. Dabei gilt es zu betonen, dass nicht nur die Fragen des Raumes relational zu beantworten sind, sondern dass auch andere historische Kategorien und Analyseeinheiten relationiert und gleichzeitig begrenzt werden müssen. Dann kann es Lokalitätsstudien gelingen, die Geschichte der Herstellung lokaler, translokaler und globaler Asymmetrien zu beschreiben und überzeugend zu erklären.

70 Ulrike Freitag/Achim von Oppen (Hg.), *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Leiden 2010, 5, 9 und 13.

71 Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M. 2001, 160.

72 Arif Dirlik, *Globalization, Indigenism, Social Movements, and the Politics of Place*, in: *Localities 1* (2011), 47–90, 56.

73 Ebd., 57.

Editorial

Lokalität und transnationale Verflechtungen

„[...] because globalization begins at home“
(Homi Bhabha)

In dem Vorwort zur Neuauflage seines Buches „The Location of Culture“ beschreibt Homi Bhabha die lokalen Probleme in Weltstädten wie Mumbai, Paris, London und Hong Kong. Als zentrale Herausforderung sieht er den Umgang mit der „difference within“, die auf die Wirkungsweise globaler Machtverhältnisse in lokalen Kontexten verweise. Denn, so seine Begründung, „*globalization begins at home*“.¹ Was aber genau heißt „at home“? Was sind „lokale Kontexte“? So wenig das Zitat darüber verrät, wie „at home“ zu denken ist, so sehr betont es, dass Lokalität und Globalität nicht als Gegensätze, sondern als Anfang und Ende eines Prozesses gesehen werden können.

„Lokalität“ und ihre transnationalen Verflechtungen sind erst in jüngster Zeit stärker in den Fokus kultur- und sozialwissenschaftlicher Untersuchungen gekommen. So haben zwar schon vor mehreren Jahren zahlreiche WissenschaftlerInnen in Auseinandersetzung mit dem *spatial turn* die Überwindung des nationalen Paradigmas eingefordert und den Regionalwissenschaften (*area studies*) vorgeworfen, „ihre“ Weltregionen geradezu einzufrieren und diese losgelöst von globalen Verflechtungen zu betrachten. Doch anders als im Falle der Nation oder der Weltregion ist das Lokale kaum kritisch reflektiert worden. Wenn überhaupt, dann taucht das Lokale in den Debatten um Globalisierung meist als ein unterkomplexer Gegenbegriff zum Globalen auf. Während das Globale oftmals für das Flüssige und Nicht-Fassbare steht, verspricht das Lokale, Konkretes und Greifbares zu bergen. Dabei erhält das Lokale eine neuerliche Aufladung mit Authentizität und Tradition. Ein solches Verständnis des Phänomens „Lokalität“ fällt freilich weit hinter die Grundüberzeugung des *spatial turns* zurück und vernachlässigt die soziale und kulturelle Konstruktion von Räumen.

Wie also kann das Lokale vor diesem Hintergrund neu verstanden werden? Zu dieser Frage sind aus unterschiedlichen Disziplinen in jüngster Zeit Vorschläge gemacht worden. So hat, um nur einige wichtige Impulse zu nennen, der Soziologe Helmuth Berking auf die Fragwürdigkeit der Gegenüberstellung von Globalem und Lokalem hingewiesen. Weder sei das Globale als anonyme Struktur, noch das Lokale als konkrete Ebene des Handelns zu verstehen.² Die Geographin Doreen Massey

1 Homi K. Bhabha, *The Location of Culture*. With a new preface by the author, London – New York 2007 (1994), XXV [Hervorhebung im Original].

2 Vgl. Helmuth Berking, *Raumtheoretische Paradoxien im Globalisierungsdiskurs*, in: Ders. (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*, Frankfurt a. M. – New York 2006, 7–22.

betont, dass es keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen *space* und *place* gebe. Das Globale habe ebenso einen Ort, wie das Lokale stets auf globale Geographien verweise.³ Der Sozialanthropologe Arjun Appadurai wiederum hat den aktiven Prozess der Lokalisierung hervorgehoben, wobei er die Bedeutung von Wahrnehmung, Erfahrung und Wissen, den Einfluss von Herrschaft und Widerstand und die Rolle von Migration auf die Produktion von Lokalität unterstrichen hat. Gleichzeitig allerdings hat er mit dem Begriff der Nachbarschaft (*neighbourhood*) eine konkrete sozialräumliche Strukturierung wieder eingeführt.⁴ Die Historikerin Ulrike Freitag und der Historiker Achim von Oppen haben den Begriff „Translocality“ stark gemacht, womit sie vor allem auf die von Akteuren getragenen Verbindungen zwischen einzelnen Orten abheben.⁵

Diese Neuansätze greift das vorliegende Heft prüfend auf und rückt die Frage nach Lokalität und transnationalen Verflechtungen in den Mittelpunkt. Wie kann das Lokale verstanden werden, wenn wir es als veränderliche Größe mit transnationalen und globalen Prozessen in Beziehung setzen? Welche Herausforderungen stellen sich dabei durch die postkolonialen Studien? Wie wird Lokalität in unterschiedlichen Weltregionen erzeugt, ausgehandelt und repräsentiert? Müssen wir stets von einer Multiperspektivität auf das Lokale ausgehen? Zu diesen Fragen versammelt das Heft sowohl theoretische als auch empirisch orientierte Beiträge von WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen.

Angelika Eppe geht in ihrem konzeptionellen Beitrag von der Beobachtung aus, dass die Historiographiegeschichte der letzten 200 Jahre von einer gemeinsamen Entwicklung gezeichnet ist, die so unterschiedliche Ansätze wie Mikro-, Alltags-, postkoloniale und Globalgeschichte gleichermaßen prägte: die zunehmende Relationierung historischer Analysekatoren und -einheiten. An ausgewählten sozialwissenschaftlichen und globalgeschichtlichen Schriften – von Latour über Appadurai und Castells zu Osterhammel und Morris – untersucht sie den Umgang mit den räumlichen Kategorien „Lokalität“ und „Globalität“ und diskutiert die Chancen und Risiken einer relationalen Geschichtsschreibung. Erst wenn es gelingt, relational gedachte Einheiten klar zu umreißen, so ihre These, kann relationale Geschichtsschreibung an historischer Erklärungskraft gewinnen.

Ayse Caglar verbindet in ihrem Beitrag theoretische Reflexion mit zwei Fallstudien. Am Gros der zahlreichen Migrationsstudien kritisiert sie, dass „Lokalität“ ein kaum theoretisiertes Konzept und das nationale Paradigma immer noch nicht vollkommen überwunden sei. Am Beispiel europäischer Heimatstadt-Vereine sowie deren Verbindungen zu zwei türkischen Städten zeigt sie, wie translokale Migrationsverbindungen und das Bemühen der Städte um eine Neupositionierung auf der globalen Skala ineinandergreifen und sich gegenseitig beeinflussen. So kombiniert

3 Vgl. *Doreen Massey*, *For Space*, London 2005; siehe auch: *Doreen Massey*, Keine Entlastung für das Lokale, in: Berking, *Die Macht des Lokalen*, S. 25–31.

4 *Arjun Appadurai*, *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis MN – London 1996.

5 Vgl. *Ulrike Freitag/Achim von Oppen*, Introduction. ‘Translocality’: An Approach to Connection and Transfer in Area Studies, in: Dies. (Hg.), *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Leiden – Boston 2010, 1–24.

der Aufsatz die *agency* von Migranten und ihren oft unterschätzten Einfluss auf lokale Aushandlungsprozesse mit translokalen Beziehungen und globalen Kapitalflüssen.

Am Beispiel der koreanischen Stadt Busan macht Chul-Wook Cha deutlich, dass die Hafencity auch zur Zeit der japanischen Kolonialherrschaft ein Ort transkulturellen Austausches war. Im Zentrum der Fallstudie stehen der Japaner Hazama Husataro (1860–1942) und der Koreaner Yun Sangeun (1887–1984), die beide als Geschäftsleute die Kolonialherrschaft in Busan erlebten. Die Untersuchung einzelner Akteure und ihrer lokalen Handlungsräume fordert die national zentrierten Geschichtsdeutungen heraus, die entweder den Aspekt der kolonialen Ausbeutung oder die einseitige Modernisierungsleistung betont und transnationale Verflechtungen bisher nicht berücksichtigt haben.

Felix Brahm untersucht am Beispiel von Sansibar-Stadt, wie Lokalität durch die Repräsentation translokaler Beziehungen erzeugt wird. Dabei tritt anhand verschiedener Beispiele aus dem 19. und 20. Jahrhundert eine hohe synchrone und diachrone Heterogenität hervor. Es zeigt sich, wie Repräsentationen translokaler Beziehungen von einzelnen Akteursgruppen, ihren jeweiligen Interessen und ihrer Handlungsmacht abhängen. Eine einheitliche Repräsentation eines Ortes wie Sansibar-Stadt kann es daher kaum geben. Vielmehr ist stets von partikularen Repräsentationen auszugehen, wobei allerdings nach Modalitäten ihrer Durchsetzung und Tradition sowie nach bestimmten Repertoires zum Ausdruck von Lokalität und translokalen Beziehungen gefragt werden kann.

Schließlich thematisiert Peter Geschiere die politische Dimension lokalistischer Rhetorik. Er verfolgt das Konzept der Autochthonie in das antike Griechenland zurück und untersucht das jüngste Auftauchen und die Konjunktur des Autochthonie-Begriffs in verschiedenen Weltregionen. Autochthonie als ein Zugehörigkeitskonzept zelebriert das Lokale, bringt jedoch gleichzeitig exkludierende Forderungen und Gewalt hervor. Im Kontext internationaler Entwicklungszusammenarbeit wurden mit der Autochthonie auch Ansprüche gegenüber der nationalen und der globalen Ebene geltend gemacht. Der Anschein „natürlicher“ Evidenz ist allerdings trügerisch und die Anwendung des Konzepts der Autochthonie schafft häufig mehr Unsicherheit, als von den Beteiligten erhofft.

Das Themenheft wird durch zwei Forumsbeiträge ergänzt. Annelie Ramsbrock diskutiert die Technik der Verschönerung zwischen Aufklärung und Weltwirtschaftskrise, indem sie Kosmetik als Wissensordnung begreift, in der die moderne Gesellschaft ihren Begriff von physischer Schönheit und zugleich ihr Verhältnis zur Schönheit organisiert hat. Nina Salouâ Studer untersucht den Einfluss der französischen Psychiatrie auf die umfassende Pathologisierung des Maghreb. Mit der Vorstellung der „schlafenden Schwangerschaften“ entwickelte sich eine in psychiatrischen Berichten notorisch wiederholte koloniale Trope, die schließlich zu einer Metapher für die Primitivität der muslimischen Bevölkerung des Maghrebs avancierte.

Felix Brahm, Angelika Epple und Rebekka Habermas

Inhalt

Thema: Lokalität und transnationale Verflechtungen

Aufsätze

Editorial	1
<i>Angelika Epple</i> Lokalität und die Dimensionen des Globalen. Eine Frage der Relationen	4
<i>Ayse Caglar</i> Locating migrants in time and space. Locality as a blind spot of migration scholarship	26
<i>Chul-Wook Cha</i> Lokalität und Logik kolonialer Herrschaft. Die offene Hafenstadt Busan in Zeiten des japanischen Kolonialismus	43
<i>Felix Brahm</i> Translokale Beziehungen und ihre Repräsentation. Sansibar-Stadt im 19. und 20. Jahrhundert	67
<i>Peter Geschiere</i> Autochthonie, Zugehörigkeit und Exklusion. Die widersprüchlichen Verflechtungen des Lokalen und Globalen in Afrika und Europa	85

Forum

<i>Annelie Ramsbrock</i> Rationalitäten der Schönheit. Wissenschaftliche Kosmetik zwischen Aufklärung und Weltwirtschaftskrise	103
<i>Nina Salouâ Studer</i> Die Pathologisierung des Maghrebs – der Einfluss der französischen Psychiatrie auf koloniale Berichte über schlafende Schwangerschaften	126

Lektüren

<i>Jon Mathieu</i> Die dritte Dimension. Eine vergleichende Geschichte der Berge in der Neuzeit Erich Landsteiner (Wien)	141
<i>Arianne Baggerman / Rudolf Dekker</i> Child of Enlightenment. Revolutionary Europe Reflected in a Boyhood Diary Gabriele Jancke (Berlin)	144
<i>Monika Kubrova</i> Vom guten Leben. Adelige Frauen im 19. Jahrhundert Birgit Aschmann (Berlin)	146
<i>Anne-Christin Saß</i> Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik Johanna Langenbrinck (Berlin)	147
<i>Sebastian Haumann</i> „Schade, daß Beton nicht brennt ...“. Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990 Klaus Weinhauer (Bielefeld)	149
Abstracts	152